

Konferenzreihe – International Dialogue on Education Berlin



Exploring Difference: Transdisciplinary research and its impact at higher education institutions:
Ergebnisse der 8. Konferenz vom 10. Oktober 2011 in der Freien Universität Berlin.

Inhaltsverzeichnis

- 1 **Grußworte**
Dr. Annette Julius, Leiterin der Programmabteilung Nord des DAAD
- 2 | 3 **Trend Transdisziplinarität**
Fächerübergreifende Zusammenarbeit ist im Kommen.
Wie verändern trans- und interdisziplinäre Ansätze
Forschung und Lehre und die Struktur unserer Hochschulen?
Stimmen der Teilnehmer
- 4 | 5 **Möglichkeiten zur Zusammenarbeit aufzeigen**
Prof. Pauline Nestor
Stellvertretende Dekanin und Forschungsdekanin,
Fakultät für Geisteswissenschaften, Monash University, Australien
Stimmen der Teilnehmer
- 6 | 7 **Es geht um geistige Reife und Offenheit**
Prof. Simon Goldhill
Direktor des Centre for Research in the Arts, Social Sciences and Humanities (CRASSH),
University of Cambridge, UK
Stimmen der Teilnehmer
- 8 | 9 **Wie man Hindernisse überwindet**
Dr. Frank Kessel
Professor für frühkindliche multikulturelle Erziehung und Senior fellow
am Robert Wood Johnson Foundation Center for Health Policy,
University of New Mexico, USA
Stimmen der Teilnehmer
- 10 | 11 **Die Gesellschaft miteinbeziehen**
Prof. Dr. Gerd Folkers
Direktor des Collegium Helveticum, ETH Zürich, Schweiz
Stimmen der Teilnehmer
- 12 **Interdisziplinarität – Nicht überschätzen, aber unterstützen**
Dr. Carsten Dose
Geschäftsführer des Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS), Deutschland
Stimmen der Teilnehmer
- 13 **Stimmen der Teilnehmer**
Literatur und Links

Impressum



Komplexe, globale Fragestellungen und problemorientierte Forschungsansätze stellen neue Herausforderungen an die Organisation von Forschung und an die Kommunikation der beteiligten Fachdisziplinen untereinander. Nicht erst seit der Exzellenzinitiative ist die bislang grundsätzlich disziplinär verfasste Hochschulwissenschaft aufgefordert, die Voraussetzungen für fachübergreifende Forschungsverbünde zu schaffen.

Wie kann man entsprechende Strukturen und Prozesse in den Universitäten am Besten fördern und etablieren? Welchen Einfluss hat die stärkere Betonung der Interdisziplinarität - auch und besonders bei den Forschungsfinanzierern - für Karrierewege und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses?

Diesen Fragen ist die achte Konferenz in der Reihe „International Dialogue on Education Berlin“ nachgegangen - mit Hilfe von Expertinnen und Experten aus Australien, Großbritannien, den USA, der Schweiz und Deutschland. Die facettenreiche Diskussion hat gezeigt, dass transdisziplinäre Forschungsansätze auf dem Vormarsch sind und in den beteiligten Ländern mit kreativen und dabei durchaus unterschiedlichen Lösungsansätzen und Förderkonzepten unterstützt werden. Interdisziplinarität ist dabei auf innovative fachübergreifende Organisationsstrukturen und Kommunikationsprozesse angewiesen. In manchen Fällen können diese Strukturen lediglich temporär - für die Dauer der Bearbeitung einer spezifischen Fragestellung - angelegt sein, in anderen Fällen mögen sie sich als so relevant und tragfähig erweisen, dass bestimmte Fächergrenzen ganz aufgegeben werden und neue Disziplinen - von der Soziolinguistik über die Klimaforschung bis zur Wirtschaftsinformatik - entstehen.

Die vorliegende Broschüre dokumentiert die wichtigsten Aspekte und Beobachtungen der Tagung, und sie lässt dabei Experten wie Teilnehmer zu Wort kommen. Allen am Thema Interessierten wünsche ich eine anregende Lektüre!

Dr. Annette Julius
Leiterin der Programmabteilung Nord
und des Berliner Büros des DAAD

Trend Transdisziplinarität

Fächerübergreifende Zusammenarbeit ist im Kommen. Wie verändern trans- und interdisziplinäre Ansätze Forschung und Lehre und die Struktur unserer Hochschulen?

Der Terminus hat Konjunktur in der akademischen Welt: Transdisziplinarität. Was jedoch nicht bedeutet, dass er uneingeschränkte Zustimmung hervorruft. Während transdisziplinäre Ansätze für die Fürsprecher die Chance darstellen, die in den Hochschulen versammelten Kompetenzen besser zu verknüpfen und hinaus in die Gesellschaft und Welt tragen zu können, beschwören Skeptiker die Gefahren: Im Namen von fächerübergreifender Zusammenarbeit vorschnell die eigenen Grundlagen hinter sich zu lassen und oberflächliche Augenwischerei zu betreiben. Die anschließende Diskussion illustrierte Chancen und Herausforderungen transdisziplinärer Ansätze sehr anschaulich: Denn mit den Referenten aus Australien, den USA, Großbritannien, der Schweiz und Deutschland saßen Hochschulvertreter auf dem Podium, die sich in ihrem Berufsalltag bemühen, fächerübergreifende Zusammenarbeit in ihren Institutionen zu fördern.

Modisch, aber diffus

Was steckt eigentlich hinter dem Schlagwort - mit der Bitte um eine einleitende Begriffsbestimmung rückte Moderator Jan-Martin Wiarda gleich zu Beginn eine Schwierigkeit des Themas in den Fokus: Schon die Frage, ob und wie Trans- von Interdisziplinarität zu unterscheiden ist, blieb offen. Als grobe Trennlinie zeichnete sich dabei ab, Interdisziplinarität als fachübergreifende Zusammenarbeit zu definieren -- in diese Richtung argumentierte insbesondere Gerd Folkers aus der Schweiz -- während bei Transdisziplinarität das bewusste Einbinden außer-universitärer Akteure und das Einbringen in gesellschaftliche Zusammenhänge hinzu komme.

In der Analyse der Ausgangssituation herrschte dann Einigkeit auf dem Podium: Angesichts von globalen Problemen wie beispielsweise dem Klimawandel ist offensichtlich, dass nur die Zusammenführung von Expertenwissen aus verschiedenen Feldern die Suche nach Lösungen ermöglicht, ja sogar erst zur Erforschung solcher komplexer Fragestellungen befähigt. Diese Überzeugung hatte Annette Julius bereits in ihrer einleitenden Begrüßung in einem Bonmot zitiert: „Transdisziplinäre Forschung ist eine Reaktion auf die Feststellung „Die Welt hat Probleme, die Universitäten haben Fachbereiche“ (Brewer 1999)“.

Im Zentrum: Die drängenden Fragen

Statt sich in der ausufernden und nicht immer kon-

sistenten Terminologie zu verwickeln, machten sich die Referenten im Folgenden daran, ihre konkreten Erfahrungen auszutauschen. Pragmatisch plädierte der englische Referent Simon Goldhill dafür, die Fragen ins Zentrum zu rücken: Es gebe einfach Aufgaben, die man über die Grenzen der Einzeldisziplinen hinaus gemeinsam angehen müsse. Zugleich warnte er vor der Tendenz, den Begriff als Etikette auf alles mögliche draufzukleben, ohne einen solchen fächerübergreifenden Ansatz vorher konkret auf seine Notwendigkeit hinterfragt zu haben. In seiner täglichen Arbeit als Direktor des Cambridge Centre for Research in Arts, Social Sciences and Humanities (CRASSH) versuche er, Kollegen aus verschiedenen Bereichen zusammenzubringen und den Blick zu öffnen, wo potentielle Zusammenarbeit sinnvoll sein könne. Auch Pauline Nestor, die sich an der australischen Monash Universität um fächerübergreifende Zusammenarbeit kümmert, sieht sich in einer Vermittlerrolle, überspitzt sogar als Kupplerin. Sie betonte jedoch gleichfalls, dass man Menschen nicht zur Zusammenarbeit zwingen könne. Es müsse auch nicht jeder mit jedem zusammenarbeiten, sie sehe ihre Aufgabe darin, die richtigen Themen und die richtigen Leute zu identifizieren und dann zusammenzubringen. Der deutsche Referent Carsten Dose vom Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS) plädierte hier für eine „Koalition der Willigen“ auf Seiten der Hochschullehrer.

Doch auch wenn der Blick über die eigene Fachdisziplin hinaus im Kommen ist, wie soll man ihn in institutioneller Hinsicht etablieren? Die australische Monash University hat dazu unterschiedliche Modelle aufgesetzt, deren Vor- und Nachteile Pauline Nestor beschrieb: Unter anderem mit dem „Institute for Safety, Compensation and Recovery Research“ eine feste Einrichtung mit eigenständiger Finanzierung, aber auch mehr oder weniger fest institutionalisierte Partnerschaften mit außeruniversitären Partnern in der Industrie oder Verwaltung. Feste Strukturen seien wichtig, um eine gewisse Infrastruktur zu ermöglichen und Initiativen anstoßen zu können, so Nestor. Umgekehrt schränkten diese aber gleichzeitig die Flexibilität ein. Und die brauche man: Gerade im Kontakt mit Industriepartnern an ihrer Universität stoße sie immer wieder auf das Problem, dass anfangs unklar sei, wessen Expertise überhaupt benötigt werde. „Oft wissen die Leute gar nicht, was sie wollen. Sie wissen, sie brauchen mehr, aber sie wissen nicht genau was“. Um gezielt die inneruniversitäre Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Fakultäten zu fördern,

habe sie außerdem eigene Gelder für Projekte, um die sich Fakultäten gemeinsam bewerben könnten - ohne dass ihnen Inhalte vorgegeben würden. Eine Erfahrung Simon Goldhills teilten sämtliche Kollegen auf dem Podium: Ein Universalmodell für inter- und transdisziplinäre Arbeit, das auf alle Fälle passe, gebe es nicht. In der Praxis, da waren sich alle einig, müsse man im alltäglichen Klein-Klein den Weg zu mehr Zusammenarbeit bahnen: Leute zusammenbringen, ihnen Zeit geben, eine gemeinsame Grundlage zu schaffen, zwischen unterschiedlichen Seiten moderieren und diese begleiten.

Gerd Folkers, Direktor des Collegium Helveticum in Zürich - Untertitel: Laboratorium für Transdisziplinarität - spannte den Bogen hier bewusst weiter: Man könne mit Transdisziplinarität eine andere, offenere Denkweise befördern, zu einer neuen Kultur beitragen. An seiner Schweizer Einrichtung lege man deshalb besonderen Wert auf die Vermittlungs- und Befruchtungsmöglichkeiten, die über die Grenzen der Hochschulen hinaus reichten: So habe das Collegium Helveticum, zusammen mit einer Schweizer Bank, einen Ableger ausgegründet, dessen Ziel es ist, die Arbeit und Ansätze des Collegiums in die Gesellschaft hinauszutragen, unter anderem durch Publikationen und öffentliche Vorträge. Offenheit und eine kritische Selbstreflexion der einzelnen Disziplinen - darin sah Folkers die Chance dieses neuen Denkens für die akademischen Fachdisziplinen selbst: Denn auf diese schlage die so gewonnene neue Offenheit zurück. In diesem Sinne, und hier stimmte ihm vor allem Carsten Dose bei, fördere Inter- und Transdisziplinarität die (Notwendigkeit zur) Selbstreflexion der beteiligten Fachwissenschaften.

Den Nachwuchs ermutigen, ohne ihn zu überfordern

Besonders lebhaft wurde die ohnehin engagiert geführte Diskussion, als das Podium den akademischen Nachwuchs in den Blick nahm. Gerade die Frage, wie man die Offenheit für trans- und interdisziplinäres Arbeiten unter jungen Wissenschaftlern in der Qualifizierungsphase befördern könne, rief eine Reihe von Nachfragen auf Seiten der Zuhörer hervor. Die Wortmeldungen aus dem Publikum machten dabei deutlich, dass trans- und interdisziplinäre Verbünde längst in der deutschen akademischen Welt angekommen sind, massiv befördert unter anderem durch die Exzellenzinitiative und eine verstärkte Ausrichtung von Förderinstitutionen wie beispielsweise der Deutschen Forschungsgemeinschaft

(DFG) auf fächerübergreifende Forschungsansätze.

Eine feste Verankerung im eigenen Fach ist unabdingbare Voraussetzung, um überhaupt eine fächerübergreifende Zusammenarbeit anstreben zu können, so weit der Konsens. Doch in der praktischen Umsetzung konnten alle Referenten hier von Schwierigkeiten berichten: So sei es in der fachdisziplinär ausgerichteten akademischen Welt immer noch schwierig, interdisziplinäre Forschung zu publizieren, zu evaluieren und auch zu finanzieren.

Die Ausbildung zur Trans- und Interdisziplinarität, so scherzte Simon Goldhill, stelle das „dritte Buch“ dar, nachdem sich der Nachwuchs also einen Ruf im eigenen Fach durch Dissertation und Postdoc-Phase geschaffen habe. Doch auch wenn eine inter- und transdisziplinäre Ausrichtung von den Wissenschaftlern Zusätzliches abfordere, sei sie, so der Tenor, gerade unter jüngeren Wissenschaftlern, sehr beliebt: Denn das Gefühl, an relevanten Themen mitarbeiten zu können, die Bedeutung auch außerhalb der akademischen Welt hätten, mache inter- und transdisziplinäre Projekte attraktiv.

Skepsis ließ an dieser Stelle der amerikanische Referent Frank Kessel erkennen. Er gab zu bedenken, dass selbst Erreichtes kein Grund zum Ausruhen sei: Angesichts massiven Spardrucks in den USA schilderte er, dass gerade für Fächerübergreifendes zunehmend das Geld fehle bzw. eingespart würde, da es immer noch als Luxus und Zusätzliches angesehen würde. Letztlich aber, so Kessel, gehe es um die uralte Frage, was die Wissenschaften zu einem guten Leben beitragen könnten. Carsten Dose vom FRIAS fasste es so: Es drehe sich alles darum, komplexe Herausforderungen in Forschungsprojekte umzuwandeln.

Am Ende hielt Frank Kessel ein sehr persönliches Plädoyer für gegenseitigen Respekt, gegenseitiges Zuhören und Vertrauen, was jegliche Zusammenarbeit erst möglich mache. In seinen Ausführungen wurde auch deutlich: Es steckt Energie und Engagement hinter trans- und interdisziplinären Ansätzen, gerade weil es aktive Überzeugungs-täter auf Seiten der Befürworter gibt. Bei allen Beteiligten auf dem Podium war die Begeisterung für das Thema zu spüren. Andere mit der eigenen Energie und Überzeugung anzustecken, forderte Gerd Folkers dementsprechend. Es mag ein Schlagwort sein, noch dazu ein leicht diffuses, doch eines ist sicher: Es gibt sie, die gelungenen Beispiele dafür, wie sich trans- und interdisziplinäre Ansätze in Hochschulen etablieren und fortentwickeln.

Möglichkeiten zur Zusammenarbeit aufzeigen

Prof. Pauline Nestor

Stellvertretende Dekanin und Forschungsdekanin, Fakultät für Geisteswissenschaften, Monash University, Australien



Sie sind Senior Associate Dean an der Faculty of Arts an der Monash University und spielen eine besondere Rolle beim Aufbau interdisziplinärer Forschungsteams. Was tun Sie genau?

Ein Teil meiner Arbeit ist die Förderung der interdisziplinären Forschung über Fakultäten hinweg, nicht nur innerhalb meiner eigenen Fakultät. Das ist eine echte Herausforderung. Zum Beispiel haben wir ein Projekt mit unserer medizinischen Fakultät, mit dem Zentrum für „Healthy Ageing“, in dem unsere Sprachstudenten mit älteren Menschen arbeiten, deren Muttersprache nicht Englisch ist. Was den Medizinern zum Beispiel bei diesem Projekt klar geworden ist, ist die Bedeutung von Sprache für den Alterungsprozess – speziell vor dem Hintergrund, dass Patienten durch Demenz oft ihre erlernte Fremdsprache verlieren –, und dass Sprache eine Frage der Gesundheit ist. Daneben erwerben unsere Studenten Sprachsicherheit und Selbstvertrauen.

Manchmal reicht es schon, einer Reihe von Forschern die Möglichkeiten aufzuzeigen, und manchmal gibt es unvermeidliche Fehlschläge. Ich meine, es wäre falsch, so zu tun, als gäbe es eine Art Esperanto der interdisziplinären Sprache in jedem Projekt; manchmal gibt es Konflikte.

Diejenigen, denen dies am besten gelingt, investieren viel Zeit in den Versuch, sich zu verständigen und zwischen den Beteiligten eine neue Sprache zu finden.

Und manchmal ist es unvermeidlich, dass sie sich den Respekt ihrer Kollegen verdienen müssen, um eine völlig neue Sichtweise einzubringen.

Es gibt verschiedene institutionelle Modelle der interdisziplinären Forschung in Monash. Können Sie sie beschreiben?

Eines ist ein eigenständiges Institut, das Institute for Safety, Compensation, and Recovery Research. Die Finanzierung kommt gemeinsam von der Universität und von Partnern aus der Industrie und deckt die Versicherungsentschädigungspläne für die Transport Accident Commission und für Berufsunfall- und Krankenversicherung ab. Dieses Institut ermöglicht den Partnern die Nutzung des gesamten Fachwissens der Universität – beispielsweise zu Themen wie berufsbedingter Taubheit, chronischen Schmerzen oder „Rückkehr an den Arbeitsplatz“. Wir haben also innerhalb der Partnerschaft gemeinsam das Forschungsprogramm entworfen. Unsere Aufgabe ist es dann, an die Universität heranzutreten um Projekte und Formen der Zusammenarbeit zu entwickeln und zu vermitteln, die für die Industrie von Interesse sein könnten. Diese Initiative steht auf stabiler finanzieller Grundlage, das macht die Herausforderung ein wenig kleiner.

Eine andere Version der gleichen Sache - ein Partner aus der Industrie und die Universität - mit der ich mich

sehr stark beschäftigt habe, ist eine Partnerschaft mit dem Department of Health und dem Department of Human Services in unserer Region, ein ziemlich großer staatlicher Verwaltungsapparat. Wir bemühen uns um eine Außensicht - um zu verstehen, auf welche Weise die Universität den Bedürfnissen ihrer Mitarbeiter Rechnung tragen kann, zum Beispiel bei der Vorbereitung des zukünftigen Personals oder der Weiterqualifizierung ihrer derzeitigen Mitarbeiter. Und auch hier achten wir bei der Entwicklung des Forschungsprogramms sorgfältig darauf, nicht Forschungsprioritäten aufzuzwingen, sondern herauszufinden, welches die brennenden Forschungsfragen sind, zu deren Beantwortung wir beitragen können.

Und das letzte Beispiel ist ein Team, das aus der Leidenschaft und Hingabe der beteiligten Forscher heraus entstanden ist. Es trägt den Namen Center for Water Sensitive Cities und ist vielleicht unser erfolgreichstes Beispiel für interdisziplinäre Zusammenarbeit. Es ist ein Team mit 40 Studenten und Dozenten aus mehreren Fakultäten, das beispielhaft vorführt, wie man diese gemeinsame Sprache zusammen ständig weiterentwickeln kann. Sie haben mehr als 50 Partner aus der Wasserwirtschaft und aus Kommunen aus dem ganzen Land. Sie leisten Beraterdienste für Israel, und sie haben internationale Partner in den Niederlanden und in Singapur. Sie haben Ökonomen, Soziologen, Historiker, Anwälte, Klimaforscher und Ingenieure, die alle an der herausfordernden Aufgabe einer nachhaltigen städtischen Wasserwirtschaft mitarbeiten. Der rote Faden, der sich durch das gesamte Projekt zieht, ist ihr nach außen gerichteter Blick und die Gewissenhaftigkeit ihrer Beratung und Kommunikation mit ihren Partnern aus der Industrie.

Für die Geisteswissenschaften könnte es schwierig sein, hier ihren Beitrag zu leisten.

Ja, das verstehe ich. Ich bin Expertin für die Geschwister Brontës (19. Jhd.). Kein Industriepartner interessiert sich oder bezahlt gar für das, was ich über die Brontës zu sagen habe. Aber man kann erfinderisch sein. In einem unserer Projekte, auf das ich sehr stolz bin – denn in den Geisteswissenschaften sagen wir niemals nie –, arbeitet ein international renommierter Experte für das Mittelalter gemeinsam mit den Franziskanermönchen über die Schönheit der Armut. Es geht dabei um den Platz, den die Armut in der franziskanischen Tradition einnimmt. Es wird eine Ausstellung geben, die die Resultate dieser Kooperation präsentiert, des Weiteren

werden rein geisteswissenschaftliche Forschungen daraus resultieren. Einerseits, meine ich, sollten wir niemals aufhören, nach neuen Formen der Relevanz zu suchen. Andererseits aber – wie ich immer zu meinen Kollegen sage – sollte niemand seine Forschung verbiegen, um sie in ein starres Schema einer interdisziplinären Forschung oder Forschungspartnerschaft hineinzuzwängen. Das sollte man niemals tun. Es ist ein Balanceakt zwischen wahrem Expertentum und der Offenheit für Möglichkeiten, wie wir unser Wissen und unsere Forschung so zum Tragen bringen können, wie sie die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen wünschen, brauchen und nutzen können.

Wenn wir einmal ideale Bedingungen für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit annehmen: Was wäre Ihr persönliches Traum-Forschungsprojekt?

Ich muss sagen, mein Lieblingsprojekt wäre ein Projekt über das Gedächtnis – wie sich das Ich durch das Gedächtnis konstruiert. Ich könnte mir vorstellen, dass es Implikationen auf die Medizin und die Philosophie hätte, und es hätte mit Sicherheit faszinierende Auswirkungen auf die Literatur und die Geschichtswissenschaft. Ja, ich denke, das wäre mein ideales Projekt.

Stimmen der Teilnehmer



„Wir erarbeiten eine Strategie für die Lehre und wollen dabei die Transdisziplinarität als ein Element in unser Studienangebot integrieren. Das ist natürlich abhängig von den jeweiligen Fächerkulturen. Aber ich denke, dass wir hier den richtigen Weg gehen angesichts der Anforderungen, die unsere Absolventen in Zukunft in ihren beruflichen Tätigkeiten zu bewältigen haben. In zehn Jahren sehe ich unser Lehrangebot so aufgestellt, dass wir breite fachbezogene Bachelor haben und eher transdisziplinär angelegte oder auch interdisziplinär orientierte Masterangebote.“

Prof. Dr. Franz Bosbach, Prorektor für Studium und Lehre, Universität Duisburg-Essen

Es geht um geistige Reife und Offenheit

Prof. Simon Goldhill

Direktor des Centre for Research in the Arts, Social Sciences and Humanities (CRASSH),
University of Cambridge, UK



Sie sind der Direktor des Cambridge Centre for Research in the Arts, Social Sciences, and Humanities. Auf welche Weise fördern Sie die interdisziplinäre Forschung?

Es gehört zu meinen Aufgaben, andere zur Beantragung von Forschungsgeldern zu ermuntern. Wenn ich also jemanden sehe, der jung und klug ist, so versuche ich, ihn – oder sie – mit jemand anderem zusammenzubringen, der ebenfalls jung und klug ist, und schlage einige Bereiche vor, auf denen ihre Wissensgebiete Gemeinsamkeiten aufweisen. Oder ich stelle ein kleines Team zusammen, das wir ein Studienjahr lang finanzieren. Anschließend sehen wir, ob etwas Größeres daraus wird.

Dann haben wir die Möglichkeit, einige interdisziplinäre Kurse abzuhalten. Das ist besonders für das Graduiertenniveau interessant. Also beauftragen wir zwei Professoren aus verschiedenen Fachbereichen, sich ein bestimmtes Problem anzusehen. Und wir nehmen 20 oder 30 Absolventen, die als Teil ihrer Ausbildung ein Jahr lang mit diesen beiden Professoren zusammenarbeiten. Wir betreiben außerdem 15 Forschungsgruppen, die jeweils aus Absolventen und Hochschullehrern bestehen. Aber auch hier ist eine interdisziplinäre Problemstellung Voraussetzung. Der Ausgangspunkt lautet für mich immer: „Geht es um eine Frage, die nur durch interdisziplinäre Forschung beantwortet werden kann?“ Man muss sehr flexibel sein. Ein einziges Modell für alle Arten von interdisziplinärer Forschung gibt es nicht.

Ist es schwierig, den richtigen Moment zu finden, um

junge Menschen zusammenzubringen? Die Kenntnis des eigenen Forschungsfeldes ist eine Voraussetzung.

Man muss ein Fachmann sein, das ist eine absolute Notwendigkeit. Ohne Fachkenntnisse hat man nichts, womit man sich einbringen könnte. Natürlich braucht man mehr Zeit. Man muss hart arbeiten, und man muss offen sein. Viele denken, durch interdisziplinäre Arbeit lerne man, wie man a) ein perfekter Mathematiker, b) ein perfekter Chemiker und c) ein perfekter Physiker wird. Aber das stimmt gar nicht. In einer idealen Welt würde das vielleicht so sein. In Wirklichkeit geht es darum, eine Reihe von Fragen zu sehen und dann zu schauen, was man braucht, um diese Fragen zu beantworten. Was Zeit kostet, ist zu lernen, die Sprache des anderen zu sprechen und aus dem Fachgebiet des anderen heraus dazuzulernen. Aber es bedeutet nicht, dass man ein vollkommener Fachmann auf diesem Gebiet wird.

Im Fall einer Zusammenarbeit zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften ist es aber sehr schwierig, eine gemeinsame Sprache zu entwickeln.

Zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften geht es um eine andere Form der Interdisziplinarität. Es gibt viele Fragen, die einfach irrelevant sind. Ich meine, wir müssen unsere normale Arbeit ja auch weiter machen, und es gibt viele Fälle, in denen es dumm wäre, über solche Dinge zu reden. Aber es gibt Bereiche – insbesondere im Zusammenhang mit

Stimmen der Teilnehmer

„Es gibt ja nach wie vor die Tendenz, dass Karrieren in Disziplinen gemacht werden, und eine gute disziplinäre Grundlage ist sicher unverzichtbar. Aber natürlich sollten junge Wissenschaftler/-innen auch interdisziplinär offen sein, um von den Zugängen anderer Disziplinen profitieren zu können.“

*Dr. Arnd Wasserloos, Leiter Wissenschaftlicher Nachwuchs,
Viadrina Center for Graduate Studies, Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder)*



„Ich interessiere mich vor allem für die Effekte, die interdisziplinäre Forschung auf die akademische Lehre hat: Inwieweit das zu einer Neuordnung der Lehre in einem Fachbereich führen kann, wenn ein Teil des bisherigen Personals viel stärker in die Forschung involviert ist, zum Beispiel in Exzellenzcluster. Ob dann die anderen mehr lehren und es zu einer Zweiteilung kommt, auch in der Professorenschaft?“

*Dr. Carsten Würmann, Institut für Hochschulforschung
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg*



den Biowissenschaften, oder wenn es um ethische oder politische Belange geht –, wo es vollkommen unverzichtbar ist, dass wir Menschen zusammenbringen. In solchen Fällen braucht man Leute, die die nötige Reife besitzen, um zu lernen, offen zu sein. Bei manchem kommt das mit dem Alter, aber natürlich gibt es auch Ältere, die das nicht können (lacht). Es geht um geistige Reife und um Offenheit, und diese Dinge können eben recht früh oder recht spät kommen.

Kann man diese Denkweise, diese Offenheit unterstützen?

Ich glaube schon – indem man das richtige geistige Klima schafft, in dem man bereit ist, sich großen Fragen zu widmen, und erkennt, dass selbst Fragen mit einem starken disziplinären Schwerpunkt Berührungspunkte mit anderen Bereichen haben können. Sehr oft sind es Fragen auf einer zweiten Ebene, der Meta-Ebene: „Warum ist diese Frage von Belang?“ – die einen irgendwo anders hinführen. Nicht jeder muss sich interdisziplinärer Arbeit widmen und nicht jeder muss es die ganze Zeit tun. Aber es gibt einige Fragen, auf die ohne interdisziplinäre Arbeit einfach keine Antwort gefunden werden kann. Und da muss man lernen und herausfinden, wie es funktioniert.

Sie haben mehrere Jahre lang an einem interdisziplinären Projekt über die viktorianische Kultur gearbeitet. Worum ging es da genau und wer war noch beteiligt?

Es ging um verschiedene Betrachtungsweisen der Vergangenheit im viktorianischen Großbritannien. Am einfachsten kann man es vielleicht so ausdrücken, dass am Anfang des 19. Jahrhunderts jeder mit am Tisch sitzen und an der Debatte teilhaben konnte. Es spielte keine Rolle, wer man war – man sprach einfach über die Vergangenheit, und gut war's. Am Ende des 19. Jahrhunderts, am Anfang des 20. Jahrhunderts ging das nicht mehr. Im 18. Jahrhundert war man einfach ein Gelehrter, aber am Ende des 19. Jahrhunderts war man ein Geologe, ein Theologe, ein Altphilologe. Der Unterschied lag nicht nur darin, dass man andere Techniken und Fachgebiete hatte, sondern auch einen anderen Bezug zur Vergangenheit. In gewissem Sinne entstanden die Disziplinen, die wir heute haben, als Reaktion auf dieses Vergangenheitsproblem. Das ist der allgemeine intellektuelle Rahmen dessen, womit wir uns befasst haben. Fünf Professoren, sechs Postdoktoranden und drei Absolventen waren daran beteiligt, im Laufe von fünf Jahren insgesamt 14 Personen – Historiker, Literaturhistoriker, Altphilologen wie ich, Ägyptologen, Theologen und Archäologen. Das war eine sehr schöne Zeit.

Wie man Hindernisse überwindet

Dr. Frank Kessel

Professor für frühkindliche multikulturelle Erziehung und Senior fellow am Robert Wood Johnson Foundation Center for Health Policy, University of New Mexico, USA



Sie haben ein Buch über interdisziplinäre Forschung in den Gesundheits- und Sozialwissenschaften herausgebracht. Wie sind Sie darauf gekommen, dieses Buch zu schreiben?

Ich war Programmdirektor bei einer Institution namens Social Science Research Council (SSRC) in New York. Der SSRC hält Ausschau nach brandneuen Themen und Ideen, die vielversprechend und bedeutsam erscheinen, um die sich die Disziplinen aber nicht kümmern. An einem bestimmten Punkt in den 1990er Jahren hatten wir ein einflussreiches Verwaltungsratsmitglied, das sagte: „Wir befinden uns im ‚Jahrzehnt des Gehirns‘ [so hieß es in den Vereinigten Staaten]. Und das Humangenom-Projekt macht große Fortschritte. Das sind sehr bedeutsame Entwicklungen in der Welt der Wissenschaft. Welche Verbindungen sollten die Sozialwissenschaften, und somit der SSRC, mit all dem, mit den biomedizinischen Wissenschaften, haben?“

Zufällig hatten die National Institutes of Health (NIH) kurz zuvor ein sehr kleines aber trotzdem nicht unwichtiges Office of Behavioral and Social Science Research (OBSSR) gegründet. Ich unterhielt mich mit dem Direktor dieses Büros, Norman Anderson. Wir waren uns darin einig, dass zwar immer öfter das Wort von der „interdisziplinären Forschung“ die Runde machte, dass aber

die übliche Reaktion darin bestand, zu sagen: „Oh mein Gott, das ist wahnsinnig schwierig und kompliziert.“ Anderson erklärte, mindestens zwei Leute zu kennen, denen eine Zusammenarbeit gelungen war, obwohl sie aus verschiedenen Fachbereichen kamen. Ich erwiderte: „Solche Leute kenne ich auch!“ Und so entstand zwischen uns die Idee, eine Arbeitsgruppe einzurichten, um die Bedingungen und Umstände zu analysieren, die eine erfolgreiche interdisziplinäre Zusammenarbeit ermöglichen. Und das führte letztendlich zu dem Buch, das eine Zusammenstellung von Fallstudien über die Zusammenarbeit zwischen den Sozial- und Gesundheitswissenschaften ist (s. Literaturangaben auf S. 13).

Gibt es so etwas wie Richtlinien für eine interdisziplinäre Forschung, oder spezielle Methoden oder Hilfsmittel?

Wir haben die Beteiligten gebeten, nicht nur über die Kreativtheorie und die Ergebnisse ihrer Arbeit zu schreiben, sondern auch in persönlichen Worten über ihre Erfahrungen bei der Suche nach Möglichkeiten für eine Zusammenarbeit zu berichten. Sie alle reflektierten über die Hindernisse, mit denen sie konfrontiert waren. Wie zum Beispiel der Lehrstuhlinhaber, der sagte: „Sie sind verrückt! Warum machen Sie das?“. Oder der Dekan, der meinte: „Sie sollten Kurse in Ihrem eigenen Fachbereich abhalten und nicht Ihre Zeit damit vergeuden, mit anderen Leuten aus irgendwelchen anderen Fachbereichen oder Disziplinen zu reden.“ In unserem Kommentar zu den Fallstudien kategorisierten wir dies als institutionelle Hindernisse oder Herausforderungen, interpersonelle Hindernisse und persönlich-individuelle Hindernisse. Aber wir fragten auch: Was hat es trotz dieser Schwierigkeiten möglich gemacht, erfolgreich zusammenzuarbeiten? Und es stellte sich heraus, dass es den Beteiligten gelungen war, diese Probleme zu überwinden und zu sagen: „Mein Dekan hat mich unterstützt. Ich habe Fördergelder bekommen. Wir haben Möglichkeiten gefunden, unsere Arbeiten in angesehenen Fachblättern zu veröffentlichen“, und so weiter. Das heißt, nahezu alles, was ein Hindernis darstellt, kann mit der richtigen institutionellen Unterstützung, der richtigen Chemie zwischen den Leuten und bestimmten persönlichen Eigenschaften überwunden werden. All das sind die Umstände, die zu den erfolgreichen Fallstudien führten, und die unserer Meinung nach als Richtlinien für andere dienen können. In der zweiten Ausgabe, die

etwa vier Jahre später veröffentlicht wurde, baten wir die Beteiligten, ihre Kapitel um Nachworte zu ergänzen. Glücklicherweise hatten sie in den meisten Fällen ihre produktive Zusammenarbeit aus genau denselben Gründen fortgesetzt. Diese Personen waren die Pioniere auf diesen neuen Gebieten, die sich erst entwickelten. In den besten Fällen sahen ihre Heimatinstitutionen, dass ihre Partnerschaft produktiv war und boten verschiedene Formen der Unterstützung an. Darüber hinaus schufen die großen nationalen Institutionen, wie die NIH, andere und flexiblere Finanzierungsmechanismen für die fachübergreifende Forschung. Das ist ein wichtiger Teil dessen, was diese Bewegung hervorgebracht hat, zumindest in den Vereinigten Staaten.

Wenn es Richtlinien gibt, werden sie von den höheren Bildungseinrichtungen übernommen? Welchen Eindruck haben Sie persönlich?

Das ist eine gute Frage, aber es ist unmöglich, sie gerade heraus zu beantworten. Denn wie könnte man dies für die gesamten Vereinigten Staaten verallgemeinern? Es gibt mindestens 4.000 höhere Bildungseinrichtungen im ganzen Land. Aber ich kann versuchen, ein paar vernünftige Beobachtungen anzubieten. Ich bin ein wenig skeptisch, was die Tiefe und Nachhaltigkeit des Denkens und Handelns in diesem Bereich angeht. Sie finden heute unzählige Präsidenten, Vorsteher und Dekane, die Äußerungen vorbringen wie: „Wir sind daran beteiligt, wir wollen das auf jeden Fall, wir halten sehr viel von der interdisziplinären Forschung.“ („Transdisziplinär“ ist im amerikanischen Diskurs alles andere als üblich, aber das ist ein anderes Thema.) Aber wenn man näher hinsieht, so ändert sich in vielen Fällen auf institutioneller Ebene herzlich wenig. Der entscheidende Punkt ist vielleicht, dass jeder, der sich mit fächerübergreifender Arbeit befasst, zwei Dinge feststellt: „Der Tenure-and-Promotion-Prozess ist mein größtes Problem“; und „Wo kann oder sollte ich meine Forschungen veröffentlichen?“ Natürlich hängen diese beiden Faktoren zusammen. Als zentraler Punkt im Tenure-and-Promotion-Prozesses entscheiden Kollegen und Administratoren, welches die führenden „Mainstream“-Blätter sind, und die sind meistens disziplinabhängig. Darum halte ich es nach wie vor für einen maßgeblichen Gradmesser der Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit, mit der sich eine Institution langfristig dieser Art der fächerübergreifenden Zusammenarbeit widmet, ob sie selbstkritisch über die

Kriterien ihres Tenure-and-Promotion-Prozesses nachdenkt. Was mir die Skepsis ein wenig nimmt, ist der Umstand, dass es inzwischen eine ganze Reihe amerikanischer Universitäten gibt, die diese Problematik sehr ernst nehmen, indem sie zum Beispiel Gedanken und Dokumente austauschen.

Kommen wir noch einmal auf den SSRC zurück. Sozialwissenschaftshistoriker haben von einem „Goldenen Zeitalter der Interdisziplinarität“ gesprochen, das es in den Vereinigten Staaten gegeben hat. Können Sie dazu kurz etwas sagen?

Als der SSRC in den 1920er Jahren gegründet wurde, hätte seine Gründungsleitspruch auch direkt aus einer unserer heutigen Schriften stammen können: Sozialwissenschaft muss interdisziplinär sein, weil die Probleme der realen Welt zu komplex sind, und so weiter – die Art von Glaubensbekenntnis, dem heute viele von uns folgen. Einige bedeutende amerikanische Stiftungen (allen voran die Rockefeller Foundation) haben gemäß dieser Philosophie Mittel bereitgestellt – Mittel, die der SSRC verwendet hat, um eine Reihe von Initiativen auf den Weg zu bringen. Das gleiche gilt für einige Universitäten (entweder in Zusammenarbeit mit dem SSRC oder separat). Das setzte sich auf verschiedene Weise durch die 1930er, 1940er und 1950er Jahre hindurch fort. In Harvard zum Beispiel wurde ein Lehrstuhl für soziale Beziehungen eingerichtet, der eine Brücke zwischen Soziologie und Psychologie schlagen sollte. Jeder sagte: „Das ist großartig.“ Ähnlich auch an anderen Orten und mit anderen Fachgebieten. Aber der Lehrstuhl in Harvard wurde abgeschafft. Es gibt vier, fünf Fälle dieser Größenordnung, und jeder einzelne hat vermutlich seine eigene historische, institutionelle Dynamik. Stark vereinfacht ausgedrückt sehen wir die Sache insgesamt so, dass die Disziplinen, zumindest innerhalb der Sozialwissenschaften, hegemonial wurden, nach dem Motto: „Wir sind an keiner ‚weichen‘ Soziologie oder Anthropologie interessiert. Die Psychologie muss sich als eine unabhängige wissenschaftliche Unternehmung etablieren. Das ist alles, worum es uns geht.“ Somit lautet die Frage zumindest für mich: Trotz all der großartigen Energie und Faszination, die heutzutage auf allen Konferenzen und anderswo zum Ausdruck gebracht wird, ist es immer noch eine tragende Säule des akademischen Bewusstseins. Und wird das heutige „Goldene Zeitalter“ das gleiche Schicksal erleiden? Ich hoffe, nicht!

Die Gesellschaft miteinbeziehen

Prof. Dr. Gerd Folkers

Direktor des Collegium Helveticum in gemeinsamer Trägerschaft der Universität Zürich und ETH Zürich, Schweiz



Sie sind Professor für pharmazeutische Chemie an der ETH Zürich und Direktor des Collegium Helveticum, Laboratorium für Transdisziplinarität. Was geschieht dort?

Es wurde von Adolf Muschg, einem Schweizer Schriftsteller, mit dem sehr idealistischen Ziel gegründet, als eine Art Graduate School zu dienen, die die Geisteswissenschaften und die Naturwissenschaften zusammenführt. Diese idealistische Sichtweise hat sich aber nicht besonders bewährt, weil sie der Tatsache nicht genügend Aufmerksamkeit schenkte, dass die Berufswege junger Menschen völlig unterschiedlich angelegt sind. Wenn man beispielsweise einem Geschichtsabsolventen ein einjähriges Stipendium gibt, so wird er glücklich darüber sein, ein Jahr Zeit für das Buch zu haben, das er schon immer schreiben wollte – in sicherer Umgebung und mit regelmäßigem Einkommen. Wenn man das gleiche mit Biochemikern oder Chemikern, wie mir, macht, dann läuft man Gefahr, sie von ihrem eigentlichen Berufsweg abzulenken. Sie müssen in dieser Zeit mindestens zwei oder drei Aufsätze in Fachblättern veröffentlichen – neben der notwendigen Arbeit im Labor.

Und Sie haben das Konzept verbessert?

Ich denke schon. Oder neutraler ausgedrückt: Ich habe es verändert (lacht). Ich habe die Ziel-Altersgruppe verschoben. Anstatt jungen Leuten die Fellowship anzubieten, konzentrieren wir uns auf erfahrenere Wissenschaftler. Wenn sie der Überzeugung sind, dass sie

an diesen Arbeiten beteiligt sein sollten, dann werden sie auch die Zeit dafür finden. Dann habe ich die Aufenthaltsdauer am Collegium verlängert. Wir bieten jetzt eine Mitwirkungsdauer von fünf Jahren an, aber bei nur 20 % der Arbeitsbelastung, also einem Tag in der Woche. Das bringt eine Reihe von Vorteilen mit sich. Zuerst einmal bleiben sie in ihren Laboratorien, so dass sie ihrer eigenen Arbeit nachgehen können, und zusätzlich dazu treffen sie sich einmal in der Woche mit uns. Und zweitens können wir jetzt am Collegium akademische Karrieren fördern: Ph.D.-Studenten, Postdoktoranden und sogar Habilitationen.

Können Sie uns ein typisches Projekt in groben Zügen umreißen?

Wenn wir Fellows anbieten, fünf Jahre bei uns zu mitzuarbeiten, so entscheiden sie sich – nach den Arbeitsgrundsätzen des Collegiums – zuallererst für ein – und nur ein – Projekt, an dem sie arbeiten wollen. Das heißt, all die Fellows aus ihren verschiedenen Disziplinen werden weder um ein existierendes Projekt herum versammelt, noch für ein existierendes Projekt ausgewählt, sondern sie werden auf der Grundlage ihrer Persönlichkeit und ihrer Interessen ausgesucht. Ihre erste Aufgabe besteht also darin, sich für ein Projekt zu entscheiden. Das alles ist Teil dessen, was ich eine streng von unten nach oben orientierte Transdisziplinarität nenne. „Gefühl“ war eines unserer Projekte; zum Beispiel: Was ist ein Gefühl? Wie entsteht es, und wo? Im Gehirn, im Körper – oder in beidem? Und wie beeinflusst es soziales Handeln? Die Beteiligten kamen aus den unterschiedlichsten Bereichen – von der Physik bis zur Theologie. Wir haben damit begonnen, Emotionen aus der Sicht der modernen Hirnforschung zu definieren, und zum Schluss haben wir Gefühle in der menschlichen Gesellschaft untersucht. Am Ende lief es auf das Thema Vertrauen hinaus, was zur Zeit im mit Blick auf Banken und Gesellschaft – und damit auch für die Schweiz – nicht ganz unwichtig ist.

Welchen Mehrwert bringt eine solche Vorgehensweise – aus Ihrer Sicht?

Ich denke, es gibt zwei Arten von Interdisziplinarität: die direkte und die indirekte. Wir leisten schon seit vielen Jahren ein hohes Maß an interdisziplinärer Arbeit, insbesondere im Bereich der Lebenswissenschaften. Zunächst ist es absolut notwendig, eine zentrale

Hypothese zu haben; dann versammelt man Laboratorien und Leute um die Hypothese und erörtert die Daten. Die Kollegen sind für das Zusammentragen bestimmter Daten zuständig. Oder anders ausgedrückt: Es gibt eine mehr oder weniger hierarchische Struktur, die von einer starken Mitte ausgeht, aus der die Idee kommt.

Dann hat man eine streng von unten nach oben orientierte Interdisziplinarität. Man stellt einfach eine Gruppe von Leuten zusammen und versucht, eine zentrale Hypothese und ein zentrales Thema zu entwickeln. So gehen wir vor. Das Ergebnis ergänzen wir um Transdisziplinarität, im wörtlichen Sinne von über die einzelnen Disziplinen hinausgehen. Uns ist es wichtig, die Künste – Musik, Literatur, bildende Künste – sowie die Gesellschaft und die Wirtschaft einzubeziehen. In diesem Rahmen erarbeiten die Fellows um ihr gemeinsames zentrales Thema herum wissenschaftliche Projekte.

Um die Wissenschaft in der Öffentlichkeit zu stärken, haben wir am Collegium ein kleines Startup-Unternehmen mit der Bezeichnung W.I.R.E. gegründet, das

all unsere Prozesse, Beobachtungen und Ideen in die Gesellschaft, zum Beispiel in die Welt der Wirtschaft, hineinträgt. Wir haben diese Organisation in einer 50-50-Partnerschaft mit einer privaten Bank gegründet. Wir geben sogar eine kleine Vierteljahreszeitschrift heraus, die interessante Sichtweisen auf die Welt präsentiert. Außerdem haben wir ein einzigartiges Konzept zur wissenschaftlichen Bildung der Öffentlichkeit: spektakuläre Partys, für die wir uns die Idee des Speed-Datings ausgeliehen haben. Wir haben zum Beispiel Leute zum wissenschaftlichen Speed-Dating in den Schweizer Botschaften in Berlin und London eingeladen. Während des Abends muss man wissenschaftliche Fragen beantworten oder interessante gesellschaftliche Probleme lösen – Wasserversorgung, Kernenergie und so weiter – und alle 10 Minuten zwischen drei, vier oder fünf Partnern wechseln. Dann muss man mit einer Hypothese aufwarten. Am Ende der Veranstaltung versuchen wir zu ermitteln, ob es gemeinsame Vorstellungen gibt oder nicht. Das wissen alle Beteiligten wirklich sehr zu schätzen.

Stimmen der Teilnehmer



„Für uns ist es wichtig, dass Studierende einen Blick dafür gewinnen, dass auch die Disziplinen nichts Gott Gegebenes oder Natürliches sind, sondern etwas, das im 19. Jahrhundert entstanden ist - oft genug in einer ziemlichen Kontingenz. So kann man die Frage stellen, ob sich Disziplinen ein Lebensrecht erworben haben oder ob sie Transformationsprozesse eingehen sollten. Ich bin selber Germanist, und für Studierende ist es immer witzig zu hören, dass jemand wie Schiller eigentlich Mediziner war, als Historiker sein Geld verdient hat und - ob als Mediziner oder Historiker oder als Poetologe - eigentlich auf die gleiche Art spekulativ tätig war.“

Prof. Dr. Michael Kämper-van den Boogaart, Vizepräsident für Studium und Internationales, Humboldt-Universität zu Berlin



„Mir ist wieder deutlich geworden, woher der Enthusiasmus für das Thema kommt: Dass es wirklich Fragen und Herausforderungen gibt, für die es einen transdisziplinären Ansatz braucht. Aber auch, dass wir in Deutschland das Etikett „interdisziplinär“ oder „transdisziplinär“ zu oft drauf kleben, ohne zu gucken, was eigentlich genau die Fragestellung eines Projektes ist. Da sollten wir vorsichtiger sein und die Projekte und ihre Methoden über die inhaltlichen Fragen definieren und dann schauen und entscheiden, ob ein interdisziplinärer Ansatz überhaupt der richtige ist.“

Dr. Herbert Grieshop, Geschäftsführender Direktor Center for International Cooperation Freie Universität Berlin

Interdisziplinarität – Nicht überschätzen, aber unterstützen

Dr. Carsten Dose

Geschäftsführer des Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS), Deutschland



Interdisziplinäre Zusammenarbeit ist heute Alltag an den Universitäten und Forschungsinstituten. Zugleich herrscht weitgehende Einigkeit über den Wert der akademischen Disziplinen – als unverzichtbarer Erkenntnis-Instrumente wie auch als organisatorischer Rahmen zur Ausbildung der nächsten Generation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern.

Wie kann es also dann überhaupt erregte Debatten über Interdisziplinarität geben, wenn es doch eher um Fragen des richtigen Verhältnisses und der besten Organisationsform gehen könnte? Nach meinem Verständnis wird der Ruf nach Interdisziplinarität mitunter als Kritik am derzeitigen Forschungssystem formuliert und verstanden – eine Kritik, die durchaus ihre Berechtigung hat:

- Wird unser Forschungssystem den Bedürfnissen einer modernen Gesellschaft gerecht, wenn man die große Anzahl überaus komplexer Herausforderungen betrachtet, vor denen wir stehen?
- Nutzen unsere Universitäten wirklich in optimaler Weise ihr großartiges Privileg, Heimat eines breiten Spektrums an Disziplinen zu sein?
- Werden die Studierenden bestmöglich darauf vorbereitet, in ihren künftigen Arbeitsfeldern mit Spezialisten aus anderen Disziplinen zusammenzuarbeiten?

Die Interdisziplinaritätsdebatte verdankt einen Gutteil ihrer Vehemenz solchen Zweifeln an der Effektivität des heutigen akademischen Betriebes. Es wäre aber ein Missverständnis, wenn man glaubte, Interdisziplinarität könne die Antwort auf alle diese Fragen sein. Nicht alle neuen Erkenntnisse entstehen an den Grenzen der Disziplinen, wie eine oft gebrauchte Redewendung nahe legt. Vielmehr ist

Interdisziplinarität ein gangbarer Weg neben anderen, der dazu dient, unser Forschungssystem zu stärken und die Suche nach Antworten auf die komplexen Fragen unserer Zeit zu unterstützen. Gerade dieses Verständnis des Themas hoben die Diskutanten der Berliner id-e-Konferenz hervor, die mehrfach auf die Bedeutung einer stabilen disziplinären Grundlage für interdisziplinäre Zusammenarbeit verwiesen.

Allerdings verdeutlichte die Diskussion auch, dass interdisziplinäre Forschung in der Tat besondere Formen der Unterstützung benötigt. Jede Übersicht würde eine große Zahl an Programmen und institutionellen Strategien zur Unterstützung interdisziplinärer Forschung zu Tage bringen. Ein verlässliches Urteil über die relativen Stärken der verschiedenen Ansätze zu gewinnen, ist aber schwierig. Der Austausch über konkrete Erfahrungen ist deshalb wertvoll. Einer der Ansätze, die derzeit viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen (und der auf der id-e-Konferenz durch Simon Goldhill, Gerd Folkers und den Autor vertreten war), ist die Gründung universitätsaffiliierter Institutes for Advanced Study.

Eine beträchtliche Anzahl forschungsorientierter Universitäten auf der ganzen Welt, darunter die Universität Freiburg mit dem FRIAS, haben diese Idee in den letzten Jahren aufgegriffen. Als Vorbild diente unter anderem das berühmte IAS in Princeton. In Deutschland hat die Exzellenzinitiative diesem Konzept einen beachtlichen Schub gegeben.

Die universitätsbasierten Institute weisen sehr unterschiedliche Merkmale auf, weil sie auf die jeweils spezifischen Stärken und Zielsetzungen ihrer Heimatuniversität abgestimmt sind. Ihr gemeinsames Ziel ist es aber, bestehende Grenzen innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses zu überwinden und neue Gelegenheiten des Austauschs zu schaffen. Forschungsinstitute dieser Art basieren auf einem emphatischen Verständnis für das intellektuelle Potenzial, welches dem akademischen Leben an unseren Universitäten doch innewohnt.

Es war eindrücklich, in den vergangenen Jahren am FRIAS mitzuerleben, wie neue Ideen durch das Angebot für Forschungsfreiräume entstanden sind: durch neu gewonnene Zeit zur Reflexion (dank der Befreiung von anderen Pflichten), durch das nötige seed money, um eine neue Zusammenarbeit zu beginnen oder durch die Unterstützung für den Aufbau internationaler Netzwerke. Solche scheinbar kleinen, aber hochflexiblen Unterstützungsmechanismen vermögen die Potenziale frei zu setzen, die so eben nur eine Universität als Verbund der vielen Disziplinen bieten kann.

Stimmen der Teilnehmer



„Wir haben an der Universität Potsdam ein sehr gutes Resultat mit „Kognitionswissenschaften“ erzielt, unter deren Dach sich Psychologie, Linguistik, Informatik, Physik zusammengeschlossen haben zu einer ganzheitlichen, die Fragestellung ins Zentrum rückenden Organisation. Hier ist ein interdisziplinärer Verbund auch deshalb gelungen, weil wir alte Institute aufgelöst und eine größere Matrix-Struktur gebildet haben. Man hat schon Instrumente in der Hand, um eine Universität so zu steuern, dass sie Interdisziplinarität erleichtert.“

Dr. Thomas Grünewald, Geschäftsführender Präsident, Universität Potsdam



„Als die Universität Erfurt neu gegründet wurde, haben wir damit begonnen, Professuren interdisziplinär zu besetzen, so genannte Kopfprofessuren, die immer zwei Gebiete abdecken sollten. Von den drei Professuren, die eingerichtet wurden, existiert mittlerweile keine mehr. Ich glaube, der Grund dafür liegt weniger in der Idee, die halte ich nach wie vor für tragfähig, sondern in der kritischen Masse: Die Universität Erfurt ist mit 5.000 bis 6.000 Studierenden, mit vier Fakultäten und mit weniger als 100 Professoren einfach zu klein, um in dieser Größenordnung auf Interdisziplinarität zu setzen. Denn wir haben die Disziplinen selbst noch gar nicht stark genug, um vernünftig Brücken schlagen zu können.“

Prof. Dr. Patrick Rössler, Vizepräsident Forschung und wissenschaftlicher Nachwuchs, Universität Erfurt



„Wir sind 2003 mit dem Anspruch gestartet, eine Universität zwischen Wirtschaft, Kultur und Politik zu veranstalten, das heißt die Zwischenräume disziplinärer Art theoretisch, methodologisch und phänomenologisch auszuleuchten. Das versuchen wir in der Lehre ab dem ersten Bachelor-Semester, im sogenannten Zeppelin Jahr, gehen über einen forschungsorientierten Master bis hin zur Promotion und zu Postdoc-Programmen, wo wir die Innovation auf der Grenze suchen, nicht mehr in der Disziplin. Als Kleinstuniversität mit gut 30 Lehrstühlen liegt die Exzellenz nicht in den Disziplinen, sondern im Experiment mit ihnen.“

Prof. Dr. Stephan A. Jansen, Präsident Zeppelin Universität, Friedrichshafen/Bodensee

Literatur und Links

- R. Frodeman, J.T. Klein, C. Mitcham (Hg.): [The Oxford Handbook of Interdisciplinarity](#). New York: Oxford University Press, 2010.
 - G. Hirsch Hadorn, H. Hoffmann-Riem, S. Biber-Klemm, W. Grossenbacher-Mansuy, D. Joye, C. Pohl, U. Wiesmann, E. Zemp (Hg.): [Handbook of Transdisciplinary Research](#). Springer, 2010
 - F.S. Kessel, P.L. Rosenfield & N.B. Anderson (Hg.): [Interdisciplinary research: Case studies from health and social science](#) (2. Auflage). New York: Oxford University Press, 2008.
 - Klein, J.T.: [Creating Interdisciplinary Campus Cultures](#). San Francisco: Jossey-Bass, 2010.
 - [CRASSH Homepage](#): www.crassh.cam.ac.uk
 - [FRIAS Homepage](#): www.frias.uni-freiburg.de
 - [Collegium Helveticum Homepage](#): www.collegium.ethz.ch
 - [td-net](#), a project of the Swiss-Academies: www.transdisciplinarity.ch
- Die englischen Originalinterviews können Sie unter www.daad.de/ID-E_Berlin nachlesen



Das ID-E Berlin Team 2011 mit den internationalen Gastreferenten (v.l.n.r.): Jan-Martin Wiarda, Die Zeit, Moderator | Dr. Herbert Grieshop, FU Berlin | Dr. Frank Kessel, Gastreferent USA | Prof. Pauline Nestor, Gastreferentin Australien | Dr. Julia Haes, FU Berlin | Prof. Gerd Folkers, Gastreferent Schweiz | Ailsa Kienberger, British Council | Daniel Zimmermann, DAAD | Prof. Simon Goldhill, Gastreferent UK | Dr. Rima Dapous, British Council | Gabriele Kawlath, DAAD | Dr. Carsten Dose, Gastreferent Deutschland | Dr. Annette Julius, DAAD | Kerrie Thronton, Group of Eight Australia | Prof. Peter-André Alt, FU Berlin.

Impressum Herausgeber Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD), German Academic Exchange Service, Kennedyallee 50, 53175 Bonn, **Koordination** Dr. Annette Julius, DAAD; Daniel Zimmermann, DAAD, E: ld-e.berlin@daad.de, I: www.daad.de/ID-E_Berlin, **Konzeption** MICHEL International Relations & Services, Friedrichstraße 191, 10117 Berlin, Rebecka Michel, E: r.michel@michel-irs.com, I: www.michel-irs.com **Textredaktion** MICHEL International Relations & Services, Dr. Tina Heidborn, I: www.tinaheidborn.de **Bildnachweis** S. 3 Eberhard J. Schorr, I: www.photosign.de, S. 4-15 Reiner Zensen, I: www.reinerzensen.de **Titelfotografie** Reiner Zensen, I: www.reinerzensen.de **Gestaltung und Satz** Verena-Kristin Helbach Design, I: www.verena-kristin.de **Druck** Europrint Medien GmbH / Berlin, I: www.europrint-repro.de 12/2011 - 1.100